

Loïc Merle

Allein, unbesiegt

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Steinitz

liebeskind

I

Tatsächlich hatte ich, kaum war in der Wüste, wo ich damals herumsaß, eine alarmierende, ihn betreffende Nachricht zu mir gelangt, meine teure Militärausrüstung stehen und liegen lassen, die Uniform ausgezogen und gerade noch daran gedacht, die Erlaubnis zur Abreise zu erbitten. Und ich war wirklich zu ihm geflogen; und obwohl ich einen Zwischenstopp einlegen und eine ganze Woche auf einer Insel warten musste, wo ich viel trank und viel kotzte, hatte ich das Gefühl, direkt hinzufiegen und dann nach der Landung mit einem Affenzahn zu ihm zu rasen. Doch kaum war ich in meine Geburtsstadt, nach C., zurückgekehrt, kam ich zu mir ... Die Dinge hatten sich nicht verändert ... Eine gewisse Atmosphäre, drückend wie der Nebel, der stockte und die Knochen durchdrang, die Knochen angriff ... Und wieder spürte ich das Gewicht des Bergs, wie seine Arme mich umklammerten ... Der Schatten des großen Bergs, dem ich Jahre zuvor entflohen war ...

Die ganze Umgebung, das Krankenhausgelände war das geblieben, was ich, in meiner Erinnerung, ganz am Ende meiner Teenagerzeit schließlich gehasst hatte: ein riesiger Käfig mit Stäben aus verwittertem Beton, in dem man aus Mangel an Geld und Zuwendung die Kranken stapelte. Obwohl meine Großmutter dort mehr als dreißig Jahre lang geputzt und den größten Teil ihrer Kraft und ihrer

Freude verausgabte hatte, sodass für uns, ihre Familie, nur Krumen blieben, wusste ich fast nichts vom Klinikleben, ob es sich sehr von meinem unterschied, nichts vom Schmerz und von der Erlösung der Patienten; ich hatte mir nie die Ängste der Familien, die Sorgen der Ärzte, die hilflosen Besucher vorgestellt, bis heute – ich hatte nichts davon wissen wollen. Nun aber, als ich unter dem überdimensionalen Vordach des Haupteingangs darüber nachdachte, vielleicht, weil ich, wie aus seinen Innereien quellend, die Geräusche unbekannter Riten zu vernehmen meinte, vielleicht auch, weil ich überhaupt nicht wusste, was mich da drinnen erwartete, kam ich mir vor wie auf dem Vorplatz einer Kirche.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich niemanden von meiner Ankunft benachrichtigt hatte. Aber eine architektonische Neugier, sagen wir, die Neugier eines wenig gebildeten Menschen, trieb mich, dieses höchst beeindruckende Gebäude zu betreten, und ich fand mich in einem riesigen Schiff wieder, in dem man, dachte ich, Hunderte Leichen mit noch warmer Haut unter der hohen Decke hätte stapeln können, noch eine Zeit lang einbalsamiert vom sanften, durch die abwechselnd gelben und blauen Glaswände gefilterten Licht. Etwas eingeschüchtert und zögernd ging ich ohne Eile an einer Reihe kleiner Türen in den Seitenschiffen entlang, gleich Kapellen mit seltsamen Namen, *Funktionsprüfung*, *Pathologische Zytologie*, *Kryotherapie*, dann ließ ich die melancholischen Wandelgänge der Cafeteria links liegen und nahm einen Fahrstuhl, der mich in der dritten Etage vor die Station für Hämatologie katapultierte, wo anscheinend die Blutkrankheiten bekämpft wurden.

Beim Anblick der schweren Flügeltüren, deren Öffnung ein mir unbekanntes Passwort zu verlangen schien, kam es mir vor, als sei ich im Begriff, ein verbotenes und gefährliches Territorium zu betreten. Es konnte natürlich sein, dass mir, kaum meinem Kriegsgebiet entronnen, die Fantasie einen Streich spielte. Und trotzdem deuteten schon im Eingangsbereich die plötzlich aggressiven Gerüche, die seltsamen Vorschriften für Hygiene und Sicherheit, insgesamt sechzehn, die zahlreichen Verbote und das obligatorische Ablegen von Schmuck und Uhr auf eine Art Heiligtum hin, wo, im Gegensatz zu dem, was außerhalb geschah, nur die unlösbaren Rätsel der misshandelten, haltlosen Körper, die praktischen Fragen, die Nüchternheit zählten, wo es keine Sonderbehandlungen gab, wo es undenkbar war, sich dem Prozedere nicht zu beugen – ich glaube, es ging darum, zu vergessen, wer man war, bevor man die Schwelle übertrat.

Unbehaglich, mir selbst überlassen und besorgt, etwas falsch zu machen, wartete ich verzweifelt auf Hilfe und blieb lange am Eingang stehen, wagte keine Regung, bis eine Schwester auftauchte und sich ohne einen Blick für mich den Garderobenschränken zuwandte. Als ich sie, unbeabsichtigt etwas aggressiv, fragte, was ich tun sollte und wo ich Zimmer dreihundertdrei fände, drehte sie sich genervt um und sah mich mit müden Augen an, als falle es ihr außerordentlich schwer zu antworten und als sei ihr eben diese Strafe, mit Leuten zu reden, die nicht wussten, die keine Ahnung davon hatten, was sie durchmachte, Tag für Tag auferlegt. Dann seufzte sie geräuschvoll, griff, ohne ein Wort zu sagen, mein Kinn und drehte meinen Kopf mit

zweien ihrer krummen und kalten Finger, bis ich die gut sichtbare und schief angeklebte Tafel sah, an der die Besucherordnung und der Stationsplan mit der genauen Position jedes Zimmers hingen.

Es war noch früh am Morgen, und ich ging geräuschlos weiter, beeindruckt von der herrschenden Stille, allein im einzigen und endlosen Gang der Station. Auf beiden Seiten standen die meisten Zimmertüren für die Behandlung, Toilette oder Reinigung offen, aber ich starrte geradeaus und versuchte, meine Neugier auf das, was die Kranken erleiden mochten, und auf den Anblick ihrer Krankheit nicht zu befriedigen. Kurze Blicke konnte ich jedoch trotz aller Anstrengung nicht vermeiden (um eine Ahnung davon zu bekommen, was mich erwartete, deswegen, um nicht überrascht zu werden), und ich stellte fest, dass alle absolut identischen Zimmer einen Vorraum hatten, in dem jeder Besucher, bevor ihm erlaubt wurde, sich dem Kranken zu nähern, sorgfältig die Hände waschen und dann einen Kittel, eine Haube und einen Mundschutz anlegen musste. Besonders interessierte mich, dass diese Vorbereitung, die wie eine Vorbereitung auf das Schlimmste war, nicht blind erfolgte: Bestärkt oder entmutigt, je nachdem, wurde der gute Wille vom unverstellten Blick durch eine große Glasscheibe, die eine ganze Wand dieses Vorraums einnahm, in das eigentliche sterile Zimmer, in dem sich die Kranken aufhielten, denen es verboten war, den Raum zu verlassen, und die meistens nicht einmal aus ihrem Bett aufstehen konnten ... Auf diese Weise war man gewarnt, man konnte sich auf den Rückfall oder eine Besserung einstellen ... Hier bot sich auch die letzte Chance, zu verzichten, bevor

es zu spät wäre: die vollständige und schamlose Zurschau-
stellung der Krankheit in grellem Licht, der Folgen der
schweren Krankheit, wie in einem Labor ... Menschliches
Eingeschlossensein, menschliche Langeweile, Wahnsinn
ohne Hoffnung und gestörte Gene ... Es war wie der Blick
in ein Gefängnis, ohne selbst verurteilt zu sein ... Ein che-
misches Gefängnis, ein Gefängnis sogar für die Seele ...
Schritt für Schritt gelangte ich schließlich zum Zimmer
meines Freundes Kérim San, irgendjemand hatte mir die
folgende, anonyme Mail geschickt, die auf geradezu wun-
dersame Weise ihr Ziel erreicht hatte: *Kérim hat Krebs*.

Auch Kérim's Tür stand offen. Wenig empfänglich für
die Anziehungskraft des Geheimen, ja geradezu abge-
schreckt von den Geheimnissen, die sich hinter geschlos-
senen Türen verbargen, wäre es sonst wohl unwahrschein-
lich gewesen, dass ich diese erste Schwelle überschritten,
und noch unwahrscheinlicher, dass ich nicht das Weite ge-
sucht hätte. Aber ich war unruhig; ich fragte mich auf ein-
mal, was ich dort tat, worin meine Anwesenheit ihm nütz-
lich sein würde oder auch nur angenehm. Und was würde
Kérim sagen, wenn er mich auf einmal auftauchen sah, ich
war ein Fremder für ihn geworden, nach meiner plötzlichen
Abreise, gefolgt von sieben Jahren Schweigen, was würde
er empfinden, wenn nicht Wut und Enttäuschung? Glück-
licherweise konnte ich den Kopf durch den Türspalt ste-
cken, geschützt von dem halbdunklen Vorraum durch die
Glasscheibe seines sterilen Zimmers sehen und Kérim un-
gestört beobachten, ohne den Flur verlassen zu müssen. Er
saß oder schien vielmehr wie eine Reliquie auf sein Bett
ohne Laken und ohne Decke platziert, gleichgültig für die

Frau in uniformblauer Kleidung, die sich von einer Ecke des Zimmers zur anderen vorarbeitete und mit ihm sprach, ohne dass er sie je einer Antwort würdigte, den Blick starr auf ein schwarz vergittertes Fenster gerichtet, das ein unerträgliches Weiß verbreitete und das, da es sein Gesicht in einem bestimmten Winkel traf, dieses fast verschwinden ließ. Er blinzelte nicht, seine Augen waren halb geschlossen. Er hatte keine Haare mehr, auch nicht seinen Kranz bart, ohne den ihn je gesehen zu haben ich mich entgegen aller Wahrscheinlichkeit nicht erinnern konnte. Vor allem die Farbe seiner Haut hatte sich verändert, alles Leuchten hatte sich aus seinem einstmals dunklen Teint zurückgezogen und Stirn und Wangen einem Grau des Verfalls überlassen. Sein Hals war unerträglich mager, seine Nase schien gewachsen zu sein und unter ihrem eigenen Gewicht zusammenzusinken.

Nachdem ich ihn auf Anhieb erkannt hatte, wie ich beinahe stolz dachte, und mich allmählich an die Verwandlung seiner Züge gewöhnte, ja geradezu fasziniert war von dieser Verwandlung und ein wenig meine Vorsicht vergaß, fand ich den Mut, in den Vorraum zu treten. Dann, während ich mich für das sterile Zimmer vorbereitete, fragte ich mich ernsthaft, ob Kérims sichtbare körperlichen Veränderungen nur seiner Krankheit und der Behandlung geschuldet waren, oder ob die Jahre, die wir voneinander getrennt verbracht hatten, sein Aussehen so sehr hatten verwandeln können, wie auch ich meinerseits, gut beisammen, gesund an Körper, aber nicht wirklich an Geist, mich vielleicht verändert hatte, und als ich kurz in einen kleinen, über dem Waschbecken hängenden Spiegel sah, fand ich ei-

nen Augenblick, dass ich bemerkenswert dem Kérim ähnelte, den ich gekannt hatte, der er gewesen war, aber nicht mehr sein würde, dem Träger eines gewissen Glanzes, und dass er, müsste ich nicht den größten Teil meines Gesichtes maskieren, um ihn zu besuchen, ohne ihn mit Keimen anzustecken, die ihn sofort töten würden, mir vielleicht böse gewesen wäre, ihm so brutal ein etwas blasserer Spiegelbild dessen zu präsentieren, was er gewesen war, eine Erinnerung an sein eigenes goldenes Zeitalter. Wie auch immer, ich war bereits geschrubbt und umgezogen, beim Drehen des Kopfes in meine Richtung hatte Kérim mich zweifellos gesehen, es war zu spät, den Rückzug anzutreten. Ich trank hintereinander drei Gläser Wasser, die mir sogleich auf den Magen drückten, als hätte ich den Plastikbecher mit verschluckt, wusch mir erneut gut fünf Minuten lang die Hände und zog ein neues Paar Handschuhe an. Dann wartete ich, ohne mich zu rühren, schwitzend und schlotternd auf mein hoffnungslos stummes Telefon starrend, dass die Schwester herauskäme. Endlich konnte ich hinein. Es verging eine Ewigkeit, bis sich unsere Blicke kreuzten. Wie üblich sprach er als Erster: Charles Zalik, sieh an.

Seine Stimme, die aus einer Vergangenheit auftauchte, mit der ich endgültig gebrochen zu haben glaubte, seine Stimme, die noch mehr gealtert war als sein Körper, seine heisere Stimme lähmte mich, und ich blieb unbeholfen und stumm in angemessenem Abstand vom Fußende seines Bettes stehen. Seltsamerweise, obwohl ich doch inzwischen Organisation schätzte, obwohl die Armee mich gelehrt hatte, klare Kommunikation, Ordnung und die Unerschütter-

lichkeit des Geistes (mein eigener Geist war inzwischen in rigoros gleich große Schubladen aufgeteilt) mit einer dort, in der Wüste, selten verletzten Liebe zu lieben, hatte ich unser Wiedersehen nicht vorausbedacht, und selbst der privilegierte und geschützte Blick durch die Scheibe auf Kérims Krankheit, wenige Minuten zuvor, hatte mich nicht darauf gebracht, meine Worte zurechtzulegen oder ein besonderes Gefühl von Zärtlichkeit, Mitleid oder Unbekümmertheit vorzugeben, das der Situation hätte angemessen sein können. Und jetzt hoffte ich, der Mundschutz verberge hinreichend meine verlegene Mimik, meinen Widerwillen und auch mein Entsetzen. Aber ihm blieb der Anblick meiner Augen, meiner grünen Augen – diesbezüglich pflegte sich Kérim damals nicht zu irren. Los, los, Soldat, ein bisschen Mumm. Komm näher, sagte er, komm näher.

Ich glaube, das Beste, was ich während dieses ersten Besuches getan habe, ich meine, das, was mir im Nachhinein als das Natürlichste und Richtigste erschien, war, ihm zu gehorchen, wie ich es schon hundert Mal getan hatte, und mich unverzüglich auf einen Stuhl zu setzen, den ich wegen der Enge und aus Ungeschicklichkeit nur mit Mühe neben ihm auf alle vier Beine stellen konnte. Der Anflug eines Lächelns zeigte sich auf seinen Lippen und ließ den Schorf, den ich um seinen Mund gesehen hatte, teilweise verschwinden; doch obwohl sein Charme immer noch wirkte, vermochte er die anderen Zeichen seiner Krankheit nicht zu verbergen, die sich überall auf seinen Gliedern zeigten und die Kérim auch gar nicht zu verstecken suchte: das violette Zahnfleisch und die gelblichen Zähne, die ausgemergelten Unterarme, die geschwollenen Füße, die unnatürlichen

Rötungen am Hals und auf der Brust. Nach seinem Leiden jedoch wagte ich ihn gar nicht zu fragen. Ich sagte am Anfang nichts, ließ Kérim mich anstarren und versuchen, an meiner Haltung, an dem bisschen, was er von meinem Gesicht sah, wie ein hellsehender Detektiv die Gründe meines Kommens abzulesen, offensichtlich erinnerte er sich nicht, dass er mich hatte informieren lassen. Und ganz bestimmt versuchte er auch zu erraten, was ich fern von ihm vollbracht und gelernt hatte und sogar, was ich in seiner Abwesenheit wohl über ihn gesagt und gedacht hatte. Nach langen Minuten schweigenden Mustern begann Kérim, als habe er plötzlich beschlossen, die Wolke zu vertreiben, die sich zwischen uns legte, mich munter über die banalsten Dinge auszufragen, erkundigte sich, ob ich eine gute Reise gehabt hätte, wo ich wohnen würde, sicher bei meiner Mutter, ob es mir grundsätzlich gut gehe und ob mir das Militärleben gefalle.

»Wir sind beide Soldaten, jeder auf seine Art«, sagte er.

»Du ja«, brachte ich mühsam heraus.

»Zwei Kämpfer, bereit, bis zum Ende zu gehen.«

»Kann schon sein.«

»Nein, das ist sicher.«

Er wirkte extrem geschwächt und dabei immer noch von einem Willen getragen, für den ich seither kein anderes Beispiel gefunden habe, den er jedoch nicht selten plump und meistens absurd zur Schau stellte, um das Ausmaß seiner Überlegenheit zu beweisen. Während er lebhaft über das Wetter draußen, den besonders harten Winter und den Ablauf seiner Tage sprach, hob Kérim regelmäßig beide Hände, als wollte er sich strecken, legte sie auf beide

Seiten des Kopfes und ließ sie dann langsam an seinem geschwächten Körper hinabgleiten, sodass mir, da meine Augen nicht anders konnten, als seinen Bewegungen zu folgen, kein Detail erspart blieb. Diese provozierende Zurschaustellung seines Zustands, ohne dass er sich die Mühe gemacht hätte, vorher von Wissenschaft, möglicher Genesung oder unheilbarem Übel zu reden, war zu viel, schockierte mich viel mehr, als ich zu sagen vermag, und die Panik kehrte zurück. Ich war völlig fertig, und als er seinen Redefluss unterbrach, um die Nasenstöpsel zurechtzuschieben, stand ich unvermittelt auf und verließ das Zimmer, wobei ich ihm versprach, wiederzukommen, sobald ich könnte, nachdem ich meine Mutter besucht hätte, am nächsten oder übernächsten Tag.

Als ich wieder im Vorraum stand, stellte ich fest, dass ich kaum fünfzehn Minuten bei ihm verbracht hatte – wie war das möglich? Ich entledigte mich mühsam meines Plastikgewands, das ich am Ende wütend zerriss und in einen Mülleimer stopfte, und vermied dabei den Blick in Richtung Zimmer, versuchte, in der nun verwässerten, Schritt für Schritt von der Helligkeit aus dem Zimmer bekämpften Dunkelheit zu bleiben, aber natürlich konnte ich, ehe ich ging, nicht umhin, den Kopf zu wenden und einen letzten Blick durch die Scheibe zu werfen: Kérim beobachtete mich mit seinen glänzenden, vielleicht fiebrigen Augen, zwei Edelsteine, wie Fehlerware in dem verwüsteten Gesicht – das war er, Ké, das war wirklich er.

Ich war verwirrt, fasste mich aber ziemlich rasch, fast reflexartig, und bis ich die Station verließ, hatte ich meine Ruhe wiedergefunden. Etwas hatte die Armee mich ge-

lehrt, eine gewisse Geistesverfassung: Ich konnte noch Arme und Beine bewegen, mir blieben Mund, Nase und Ohren, ich hatte keinerlei Löcher im Körper und meine Brust hob und senkte sich mühelos, alles stand also zum Besten. Aber diese Schlichtheit, diese Geradlinigkeit des Geistes passte besser zur Landschaft des Wüstentals, in dem meine Einheit stationiert war, zum fernen Horizont der Berge, die den kobaltblauen Himmel sauber abschnitten, zum monotonen Dasein, das wir auf der vorgeschobenen Operationsbasis inmitten des Gräbergestanks führten – einem Gestank, in den sich der von Benzin, Munition und Computerkabel mischte. Hier dagegen, in C., das ging mir durch den Kopf, als ich auf der Straße stand, war alles irgendwie kompliziert, chaotisch: Meine Gedanken gerieten durcheinander, meine Gewissheiten hatten sich bei der Ankunft in der Stadt verflüchtigt, als würden mich das Wasser, das ich trank, und die Luft, die ich atmete, irgendwie vergiften, und drohten, mich in einen jener Greise zu verwandeln, die man auf den Brücken traf, verschwommene Umrisse, nutzlos und verlassen.